

## Akkulturation im Mittelalter

### Frühjahrstagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte e. V. vom 23. bis 26. März 2010 auf der Insel Reichenau

Das Problem der Akkulturation betrifft sicher eine der großen Herausforderungen unserer Zeit. *Reinhard Härtel* (Graz), der Organisator und Leiter der diesjährigen Frühjahrstagung des Konstanzer Arbeitskreises für mittelalterliche Geschichte, betonte dies in seiner Einführung und hob damit die aktuelle Bedeutung des Themas hervor, das im Mittelpunkt der vom 23. bis 26. März 2010 auf der Insel Reichenau veranstalteten Tagung über „Akkulturation im Mittelalter“ stand. Ganz bewusst wurde eine breite thematische Vielfalt der Beiträge angestrebt, um verschiedene Themenfelder vergleichend in den Blick nehmen zu können. Dabei sollte der Fokus vorrangig auf kulturelle Aspekte gerichtet werden, um so eine neue Perspektive gegenüber thematisch ähnlich orientierten, vorhergehenden Reichenautagungen zu eröffnen (vgl. etwa *Juden und Christen zur Zeit der Kreuzzüge*, hg. von Alfred Haverkamp [VuF 47], Sigmaringen 1999; *Deutschland und der Westen Europas im Mittelalter* [VuF 56], hg. von Joachim Ehlers, Stuttgart 2002; *Das Reich und Polen: Parallelen, Interaktionen und Formen der Akkulturation im hohen und späten Mittelalter* [VuF 59], unter Mitwirkung von Alexander Patschovsky hg. von Thomas Wunsch, Ostfildern 2003; *Fragen der politischen Integration im mittelalterlichen Europa*, hg. von Werner Maleczek [VuF 63], Ostfildern 2005). Daher sollte auch nicht vorrangig der Westen Europas im Mittelpunkt stehen, wobei gleichzeitig auch eine möglichst breite geographische Streuung angestrebt wurde, die den engeren europäischen Rahmen überschreitet. Dieser Ansatz zielte darauf ab, einige grundlegende Fragen zu Akkulturationsprozessen auf breiterer Basis an unterschiedlichen Beispielen zu behandeln: Welche Lebensbereiche wurden von Akkulturationsprozessen zuerst erfasst? Sind Widerstände oder retardierende Momente zu beobachten? Lassen sich etwa bestimmte Phänomene als anthropologische Konstanten fassen?

Grundlegende Probleme der Terminologie erörterte der Einführungsvortrag von *Thomas Ertl* (Göttingen) unter dem Titel „Mongolen in Brokat. Das Akkulturationskonzept als Herausforderung für die Mittelalterforschung“. Ausgehend von der klassischen Definition des Akkulturationsbegriffs, die 1936 von den drei amerikanischen Kulturanthropologen Robert Redfield, Ralph Linton und Melville Herskovits formuliert wurde, zeichnete er die weitere Forschungsgeschichte nach und konkretisierte seine begriffsgeschichtlichen Überlegungen am Beispiel der Mongolen. Als sich Akkulturation in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu einem wissenschaftlichen Modewort entwickelte, habe die Ausweitung der Akkulturationsforschung zu keiner verbindlichen Begriffsdefinition geführt, sondern eher ein „babylonisches Definitionswirrwarr“ bewirkt. Beigetragen zu dieser Verwirrung in der Erforschung des Kulturkontakts hätte auch die Etablierung anderer, gelegentlich synonym verwendeter Begriffe, wie beispielsweise Assimilation und Integration sowie Enkulturation, Inkulturation und Akkomodation, die allesamt nicht eindeutig definiert seien. Ertl plädierte daher für eine präzise Definition und Verwendung des Akkulturationskonzepts, die zunächst eine Verständigung über die zugrundeliegende Konzeption von Kultur voraussetze, die als die alle Lebensbereiche umfassende Kategorie der Weltwahrnehmung und die damit verbundene Strategie der Lebensbewältigung zu verstehen sei, so dass die Akkulturationsforschung demnach auf die Wahrnehmungswelt in ihrer Gesamtheit zielen müsse. Dies führe letztlich wieder zu der klassischen, ethnologischen Begriffsdefinition von 1936, wonach Akkulturation jene Phänomene umfasst, „die eintreten, wenn Gruppen von Menschen unterschiedlicher Kulturen in einen direkten und dauerhaften Kontakt zueinander treten und sich daraus Veränderungen in den ursprünglichen Kulturmustern einer oder beider Gruppen einstellen“.

Um dieses Konzept für die Mittelalterforschung fruchtbar zu machen, sollte der Akkulturationsbegriff aber enger gefasst und „für den Kontakt zwischen kulturell tatsächlich fremden und sich auch gegenseitig als fremd wahrnehmenden Gruppen und Völkern, die in ein neuartige Situation des direkten und mehr oder weniger dauerhaften Kulturkontakts eintreten“ reserviert werden. Eine zeitgemäße Akkulturationsforschung müsse die ethnologische Grundkonzeption bewusst rezipieren und sich den aktuellen Herausforderungen einer kulturgeschichtlich geprägten Geschichtswissenschaft stellen. Die Ergebnisse der ethnologischen Forschung zeigten im Übrigen, dass Elemente der materiellen Kultur keineswegs grundsätzlich schneller und leichter rezipiert werden als Vorstellungen und Ideen. Eine kulturwissenschaftliche Herausforderungen stelle insbesondere der instabile, multiple, fluktuierende und fragmentierte Charakter von Identitäten dar, der bei der Kulturübernahme zu hybriden Identitäten führe, die in den vormodernen Quellen, wenn überhaupt, dann nur schwer aufzuspüren seien. Auch Ertl unterstrich die aktuelle Konjunktur der Akkulturationsforschung, wobei er in der deutschen Mittelalterforschung ein Vorherrschen des Differenzialismus ausmachte, indem man ein buntes Europa voller Differenzen, interkultureller Ausgleichsprozesse und transkultureller Phänomene entwerfe, wohingegen der Zeitgeist schon wieder stärker der Assimilation zuzuneigen scheine.

*Oliver Jens Schmitt* (Wien) behandelte in seinem Beitrag „Südosteuropa als osmanisches Expansionsgebiet: Osmanisierung von außen oder von innen?“ eine Kernfrage der modernen Osmanistik, ob nämlich unter der Osmanisierung die türkische Eroberung des Balkans oder die Entstehung eines neuen balkanischen Reichs unter Mitwirkung erheblicher Teile der christlichen Bevölkerung zu verstehen ist. Im Beobachtungszeitraum des späten 14. und des 15. Jahrhunderts umfasse die Osmanisierung zunächst vor allem die Eingliederung in das Herrschaftssystem, während sich die kulturelle oder sprachliche Osmanisierung bzw. Turkisierung im wesentlichen erst in der Frühen Neuzeit intensiviert habe. Der Begriff Osmanisierung suggeriere dabei einen einseitigen Anpassungs- bzw. Eingliederungsprozess, demgegenüber stärker die Wechselwirkungen zwischen den weiterbestehenden byzantinisch-orthodox-balkanischen Strukturen und dem osmanischen Machtsystem zu beachten seien. In den Mittelpunkt seines Vortrages stellte Schmitt die sozialgeschichtliche Problematik der verschiedenen Formen der Einbindung und Angleichung der regionalen Gesellschaften in das osmanische Herrschaftssystem, in Heer, Verwaltung und Diplomatie und die damit verküpfte Frage nach Elitenbruch und -kontinuitäten. Darüber hinaus wurden auch kulturgeschichtliche Fragen nach Fortdauer und Bruch in den Bereichen Religion, Schriftlichkeit, Kanzleisprachen und in der materiellen Kultur angesprochen. Schmitt unterschied vier soziale Gruppen, welche die osmanische „Kultur“ nach Südosteuropa brachten: 1) Die großen, aus Anatolien stammenden, türkischen und islamischen Markgrafengeschlechter; 2) der orthodoxe Balkanhochadel, soweit er sich den Osmanen angeschlossen hatte, dessen Eingliederung in den Machtapparat regelmäßig durch den Übertritt zum Islam erfolgte; 3) der sich dem Sultan anschließende einheimische örtliche Dienstadel, der zum Teil orthodox blieb, sich zum Teil aber auch islamisierte; 4) die dem Heeresapparat eingegliederten breiten Bevölkerungsschichten. Die osmanische Eroberung begann seit der Mitte des 14. Jahrhunderts als Auftreten der Gefolgsleute des Hauses Osman, die sich sowohl aus turksprachigen Muslimen als auch aus anatolischen Christen zusammensetzte. Einer Phase außerordentlich schneller Expansion (1354 bis ca. 1450) folgte eine Phase der Herrschaftskonsolidierung im zentralen und östlichen Balkan bei weiterer Expansion nach Westen und Nordwesten. Die osmanische Eroberung bedeutete dabei Kontinuität und Bruch zugleich, weil einerseits Teile der Bevölkerung an mittelalterlichen Strukturen, wie insbesondere an der orthodoxen Kirche, festhielten, andererseits aber die weltlichen, meist an Adels- und Herrscherhöfe gebundene Kulturstränge mit den osmanenfeindlichen Eliten vernichtet wurden. Turkisierung und Islamisierung bewirkten in erheblichen Bereichen der

südosteuropäischen Gesellschaften, wenn auch mit starken regionalen Unterschieden, eine dauerhafte kulturelle Umorientierung. Besonders in der Frühphase zeigt sich ein ausgeprägter Pragmatismus der Osmanen, die vor allem Wert auf die Anerkennung ihrer Herrschaft legten und dafür Besitzstrukturen und auch den orthodoxen Glauben zunächst beließen, so dass daher anfangs auch synkretistische Phänomene zwischen den islamisch geprägten Eroberern, ihren orthodoxen Gefolgsleuten und unterworfenen Gegnern deutlicher ausgeprägt gewesen zu sein scheinen. Dies änderte sich im Zuge der Herrschaftskonsolidierung, als seit der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts der islamische Charakter des Reiches stärker hervortrat, ohne dass diese Islamisierung erzwungen wurde. Vielmehr diente der Übertritt zum Islam vor allem dem sozialen Aufstieg und markierte die Zugehörigkeit zur neuen herrschenden Elite. Es kennzeichnet dabei die osmanische Integrationsleistung, dass der Balkan im wesentlichen von Heeren erobert wurde, die zu guten Teilen dem christlichen Milieu und der regionalen Bevölkerung entstammten. Gerade in den Randgebieten stützte man sich auf die traditionellen Dorfgemeinschaften. Erst der Verlust der diesen gewährten Privilegien trieb während des 16. Jahrhunderts in Bulgarien die christliche Bevölkerung zum Aufstand. Der Integrationserfolg erklärt sich offenbar durch die Übernahme bzw. Anpassung bestehender Verwaltungs- und Gesellschaftsformen, wobei dieses pragmatische Vorgehen auch etwa am Umgang mit dem Besitz der orthodoxen Kirche abzulesen ist. Insgesamt sei die Titelfrage also mit einem „sowohl – als auch“ zu beantworten, wobei der Vortrag insbesondere die Notwendigkeit zeitlicher, räumlicher und sozialer Differenzierung eindringlich vor Augen stellte.

*Dittmar Schorkowitz* (Berlin) suchte in seinem Vortrag zum Thema „Kulturkontakt und Kulturtransfer in der Slavia Asiatica“ einen Überblick zu Phänomenen der Akkulturation an der östlichen Peripherie des mittelalterlichen Europas zu vermitteln. In den Blick geriet damit der ostslawische Raum mit der Kiever Rus und den angrenzenden Gebieten. Diesen Begegnungsraum interkultureller Beziehungen, der als eine durch Austausch und Transfer gekennzeichnete Kontaktzone hervortrete, bezeichnete er dabei aufgrund seiner Schnittstellenfunktion als *Slavia Asiatica*. Ausgehend von sprachlichen, historischen und archäologischen Quellen wurden Beispiele „akkulturativer Erscheinungsformen“ aufgezeigt, wobei „ein möglichst breites Spektrum von Kulturbereichen und Erklärungshintergründen“ thematisiert wurde, um die Vielfalt der Phänomene aufzuzeigen und ein möglichst differenziertes Bild der Vorgänge zu vermitteln. Bei der Nachzeichnung der Entwicklung der Kiever Rus wurde zunächst auf die skandinavischen Varäger als entscheidende Impulsgeber der sich formierenden Kontaktzone hingewiesen, während sich im weiteren Verlauf des Herrschaftsausbaus und der Expansion der Rjurikiden die kulturelle Überlappungszone in den Auseinandersetzungen mit Byzanz und den wechselnden Steppenreichen erweiterte. Für die Untersuchung der frühen Kulturkontakte kommt den Sprach- und Schriftformen besondere Bedeutung zu. Hier sei die Einführung der Glagoliza bei den Süd- und Ostslaven, die sich später zur Kyrilliza ausformte, als „Paradebeispiel für gelungene Akkulturation und Kulturtransfer“ zu werten. Diskutiert wurden auch daneben auch andere Kulturbereiche wie Waffentechnik, Formen der Kriegführung, Rechtsvorstellungen und Rechtspraxis, wobei etwa die Praxis der Geiselstellung nicht als Phänomen der Akkulturation, sondern als verbreitete Praxis kulturell divergenter Gruppen, „der kompatible Rechtsvorstellungen zugrunde lagen“, eingeordnet wurde. Einen wichtigen Impuls für die *Slavia Asiatica* brachte das Erscheinen der Mongolen zu Beginn des 13. Jahrhunderts, das eine Zunahme asiatischer Kulturformen und neue Akkulturations- und Assimilationsprozesse bewirkte. In diesem Zusammenhang erscheint der altrussische Lehnwortbestand als Spiegel des Kulturtransfers, indem zahlreiche Termini zentralasiatischer Provenienz aus den Bereichen der Regierung, der Verwaltung und des Militärs übernommen wurden. Zusammenfassend wurde die Vielschichtigkeit der kulturellen Transfervorgänge herausgestellt, indem die Orientierung der Ostslaven varägische, orientalische, byzantinische und tatar-mongolische Interaktionen aufwies, wodurch

Skandinavien, Byzanz und Eurasien unter Ausschluss des lateinisch geprägten Ostmitteleuropas als die bestimmenden Kontakträume hervortraten.

Ähnlich wie im Falle des ostslawischen Raumes gibt es auch für die Frühzeit der ungarischen Geschichte kaum ausagekräftige Schriftquellen, so dass hier die Archäologie eine wichtige Rolle spielt. Dementsprechend stellte *Miklós Takács* (Budapest) in seinem Beitrag über „Die ungarische Staatsgründung als Modellwechsel und/oder möglicher Akkulturationsprozess. Die Aussagekraft der archäologischen Funde und Befunde“ die Möglichkeiten und Grenzen der Archäologie im Hinblick auf die Erforschung der Lebensweise der landnehmenden Ungarn des 10. Jahrhunderts vor. Nach einem Überblick zur Geschichte Ungarns im 10. bis 11. Jahrhundert mit besonderem Akzent auf den „Akkulturationsprozess und/oder Modellwechsel“, der sich ausgehend „von der Lebensform eines Steppenvolkes bis zur Gründung einer frühmittelalterlichen, christlichen Monarchie vollzogen hat“, wurden verschiedene Ansätze der meist nur in ungarischer Sprache publizierten Fachliteratur zur Frage der Lebensweise der Altungarn, das heißt, der landnehmenden Ungarn des 10. Jahrhunderts, näher vorgestellt und deren gegensätzliche Modellbildungen kritisch analysiert. Das am meisten verbreitete Modell geht davon aus, dass es sich bei den landnehmenden Ungarn um eine Kriegerelite handelte, die das Karpatenbecken und damit zugleich viele hier ansässigen Völker eroberte. Die Unterworfenen waren dabei nach Ansicht einer Mehrheit der Forschung verschiedene slawische Gruppen, die allein Träger der landwirtschaftlichen und gewerblichen Produktion gewesen wären, wohingegen die waffentragende Elite abgesehen von der Kriegführung nur nomadische Viehzucht betrieben hätte. Demgegenüber bezweifelten ungarische Linguisten, dass sich das Ungarische als Sprache einer kleinen Elite in einer mehrheitlich anderssprachlichen Umwelt durchgesetzt hätte. Außerdem würde die türkische Herkunft zahlreicher landwirtschaftlicher Fachtermini des Ungarischen darauf hindeuten, dass die landnehmenden Ungarn nicht nur nomadische Krieger gewesen sein könnten. Daraus ergibt sich das Modell einer Landnahme durch eine sozial geschichtete Gruppe von „Herren und ihrem Volk“, wobei auch bei der Führungsschicht allenfalls eine halbnomadische Lebensform anzunehmen ist. Ein weiteres Modell geht davon aus, dass es sich bei den landnehmenden Ungarn um eine Gesellschaft im Übergangszustand gehandelt habe, mit einem „ungarischsprechenden Gemeinvolk und einer waffentragenden Elite, die sich in einem Prozess des Sprachwechsels von einer türkischen zur ungarischen Sprache befand“. Daran anknüpfend ließen sich unterschiedliche Lebensformen einer nomadisierenden Elite und eines nahezu völlig sesshaften Gemeinvolkes erschließen. In jedem Fall wiesen die Ergebnisse der Siedlungsarchäologie darauf hin, dass die Wirtschafts- und Lebensweise im Karpatenbecken des 10. bis 11. Jahrhundert nicht rein reiternomadisch war und daher auch im Kreis der sozialen Elite der landnehmenden Ungarn keine klassisch nomadische Lebensweise anzunehmen ist. Als Fazit lässt sich auf der Basis der nur fragmentarischen Zeugnisse festhalten, dass es aller Wahrscheinlichkeit nach im Karpatenbecken des 10. bis 11. Jahrhunderts mehrere Lebensformen gab, die sowohl nach der ethnischen als auch nach der sozialen Zugehörigkeit variierten. Im Hinblick auf die umstrittene Lebensform der Elite erscheint nach den Ausführungen von Takács am ehesten eine Form des Halbnomadismus plausibel zu sein. Schließlich ließe sich wegen der Möglichkeit des gleichzeitigen Vorhandenseins mehrerer Lebensformen keine allgemeingültige Antwort auf die Frage geben, ob der untersuchte Prozess „nur“ als Modellwechsel oder als Akkulturation zu beschreiben ist.

*Christian Lübke* (Leipzig) nahm unter dem Titel „Von der Sclavinia zur Germania Slavica: Akkulturation und Transformation“ den Zeitraum vom 8. bis 13. Jahrhundert in den Blick. Ausgangspunkt für die Identifizierung des Raumes, der als Sclavinia von deutschsprechenden Individuen akkulturiert wurde, bilden slavische Namen beziehungsweise Ortsnamen. Dieses Untersuchungsfeld entbehre einer festen, eindeutigen Abgrenzung und die Sclavinia sei somit

eher als „Durchdringungsfeld“ zu charakterisieren. Im Hinblick auf den Beginn der Akkulturation sei, wie der Referent herausstellte, eigentlich kein „Vorher“ auszumachen, da stets Kontakte und Handelsbeziehungen bestanden hätten, so dass in diesem Zusammenhang sicher nicht von einem Zusammenstoßen völliger fremder Kulturen auszugehen sei. Dies ist nicht zuletzt vor dem Hintergrund der problematischen Forschungsgeschichte zu betonen, auf die Lübke zunächst einging. Gerade die deutsche Forschung war seit dem 19. Jahrhundert bis hin zur Ostforschung von einer ausgeprägten antislawischen Tendenz geprägt, wobei man davon ausging, dass die überlegene germanische Kultur die als inferior abgewertete slawische ablöste. In Abhebung von dieser lange nachwirkenden Tradition zeichnete Lübke auf der Basis der neueren Forschung ein differenzierteres und betont weniger agonal bestimmtes Bild von der Entwicklung der wechselseitigen Beziehungen zwischen „Sclavinia“ und „Germania“. So sei seit der Karolingerzeit eine friedliche Begegnung mit der Sclavinia zu beobachten, wobei Lübke daran erinnerte, dass Slawen auch etwa im oberen Maingebiet siedelten und in der Raffelstettener Zollordnung neben Baiern auch Slawen unter den Einheimischen bezeugt sind. Während sich die Karolinger auf die Sicherung der Grenzzone nach Osten beschränkt hätten und weniger eine Christianisierung betrieben, so dass die Slawen links der Elbe und Saale auf engstem Raum mit ihren deutschen Nachbarn lebten und hier als „eine Art Kulturvermittler“ fungierten, änderte sich dies im 10. Jahrhundert. Erst, als sich unter Otto I. der Aufstieg zum Kaisertum mit verstärkten Missionsbestrebungen verband, wurde die politische Autonomie der Slawen zunehmend eingeschränkt, wobei aber noch in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts slawische *milites* und *fideles* als Empfänger königlicher Gaben in Vermittlerfunktion bezeugt sind und zum Teil auch in leitender Funktion am Landesausbau beteiligt waren. Auch Gräberfelder in Thüringen verwiesen auf ein Weiterleben slawischer Kulturelemente bis ins 11. Jahrhundert. Die nur sehr bedingte Effektivität der Christianisierung spiegelt sich im alltäglichen Nebeneinander von Christentum und slawischem Heidentum, wie es Thietmar von Merseburg bezeugt. Anfänge eines strukturellen Wandels setzten dann erst mit der Ansiedlung von Neusiedlern im Osten seit dem 12. Jahrhundert ein, als sich das gesamte Slawenland zum Kolonisierungsgebiet der Sachsen wurde und die gegenüber der Mission die Eroberung des Landes und der wirtschaftliche Profit in den Vordergrund getreten seien.

Die Geschichte des Raumes zwischen der nördlichen Adria und den Ostalpen und damit des westlichsten Teils der slawischen Welt thematisierte *Peter Štih* (Ljubljana) in seinem Beitrag zu „Begegnung, Akkulturation und Integration am Berührungspunkt der romanischen, germanischen und slawischen Welt“. An den Beginn seiner Ausführungen stellte er eine Charakterisierung der „oberen Windischen Länder“, die Primož Trubar, die führende Persönlichkeit des slowenischen Protestantismus und zugleich Pionier der slowenischen Schriftsprache, in seiner deutschsprachigen Vorrede zum kroatischen, in glagolitischer Schrift gedruckten ersten Teil des Neuen Testaments aus dem Jahr 1562 formulierte. Dieser bezeugt die Komplexität des betreffenden Kulturraums, in dem romanische, slawische und germanische beziehungsweise bayerische Einflüsse zusammentrafen. Die slawische Bevölkerung in Krain, Kärnten und in der Südsteiermark war Trubar zufolge in kultureller Hinsicht ganz überwiegend deutsch geprägt, wobei er in sprachlicher Hinsicht ein weitaus komplexeres Bild zeichnet. Denn typisch für diesen Kulturraum war eine charakteristisch ausgeprägte Mehrsprachigkeit mit gesellschaftlich bedingten Sprachpraxen, indem einerseits die windische Sprache alle Schichten der Gesellschaft verband, andererseits aber Adel, Bürger und Geistlichkeit darüber hinaus auch deutsch sprachen, ohne dass sie der windischen Sprache gegenüber „negativ oder feindlich eingestellt“ gewesen seien. Die Voraussetzungen für die Ausbildung dieses Kulturraumes entwickelten sich im Zeitraum zwischen dem Ende der Antike und dem Ende des Frühmittelalters im Zuge der slawischen Landnahme in den Ostalpen, die wohl als Teil der awarischen Expansion anzusehen ist. Bemerkenswert erscheint

es, dass die slawisch-awarischen Siedler im Unterschied zu den germanischen Völkern offensichtlich nicht danach strebten, „die Kontrolle über den spätantiken Staats- und Steuerapparat zu gewinnen“, und dass sie kein Interesse an der Aufrechterhaltung der römischen Infrastruktur hatten. Trotz dieses radikalen Bruchs mit dem antiken Erbe sei die slawische Gesellschaft in Einzelbereichen des Alltagslebens doch für Kulturtransfers offen geblieben, die auch entsprechende Akkulturationsprozesse ausgelöst hätten. Dies gilt etwa für die Ethnogenese der Karantanen, deren Anfänge in der Zeit nach dem Ende der Awarenherrschaft zu suchen sind und die sich „als besondere politische und ethnische Gemeinschaft in einer Art Machtvakuum zwischen den Franken und den Awaren herausgebildet haben.“ Während die awarischen Einflüsse im Lauf des 8. Jahrhunderts zurückgingen, nahmen nunmehr die fränkischen und bayerischen zu. Akkulturationserscheinungen lassen sich in der Folge nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Übernahme des Christentums feststellen. Wesentlich für die Integration der Karantanen in das Frankenreich, die den Verlust der politischen Identität bewirkte, war die mit der Missionierung einhergehende Einführung der Grafschaftsverfassung. Einen „ausgeprägten Fall der Akkulturation der slawischen Gesellschaft im Feudalisierungsprozess“ stellte schließlich die Integration der Župen als grundlegende Organisationseinheiten der slawischen Gesellschaft in das zwischen 970 und 1070 entstehende Netz von Grundherrschaften dar.

Neben dem östlichen Mitteleuropa, Osteuropa und Asien bildete der Mittelmeerraum einen weiteren geographischen Schwerpunkt der Tagung. Klaus Herbers (Erlangen) stellte unter der Überschrift „Homo hispanicus? Konfrontation, Akkulturation und Transfer im spanischen Mittelalter“ zunächst zwei einander widersprechende Interpretationen der mittelalterlichen spanischen Geschichte vor, die er einer kritischen Revision unterzog. Die lange Zeit dominierende Meistererzählung verstand die Geschichte Spaniens bis zum Fall von Granada 1492 als „eine Geschichte der sukzessiven Rück-Eroberung“ und ging davon aus, dass der *Homo hispanicus*, dem seit der Antike kontinuierliche Merkmale zugeschrieben wurden, sich nicht durch integrative, sondern vielmehr durch segregierende Akkulturation weiter entwickelt hätte. Demgegenüber wird auf der anderen Seite das Bild einer multikulturellen Geschichte entworfen, wonach Spanien und das spanische Volk im Verlauf des Mittelalters durch das Zusammenleben und Zusammenwirken von Christen, Juden und Muslimen geprägt worden seien. Diese jeweils eine einseitige Entwicklungslogik voraussetzenden Meistererzählungen wurden anhand von mehreren konkreten Beispielen auf den Prüfstand gestellt, wobei gegenüber allen unzulässig vereinfachenden Entwicklungsmodellen die Komplexität und Vielfalt von Akkulturationsprozessen herausgearbeitet und zugleich betont wurde, wie nützlich hierbei die Unterscheidung verschiedener Ebenen der Akkulturation sei. So ging etwa die muslimische Conquista keineswegs auch mit einer durchgehenden Islamisierung einher, denn ein nicht geringer Teil der Christen, die sogenannten Mozaraber, behielt seinen Glauben. Mozarabische Schriften aus Córdoba, der arabisch überlieferte sogenannte mozarabische Psalter von 889 (oder 989) sowie weitere Übersetzungen religiöser Texte bezeugen zwar eine bewusste Akkulturation in sprachlicher Hinsicht, weniger aber einen auch inhaltlichen oder religiösen Akkulturationsprozess. Akkulturation konnte im Bereich dieser mozarabischen Phänomene sowohl zur Abgrenzung als auch zur Formung neuer Identitäten führen. Die Geschichte des wechselweise auf christlicher wie auf muslimischer Seite kämpfenden spanischen Nationalhelden, El Cid, der hier mehrfach die Fronten wechselte und in der weltlichen Administration überdies die Juden besonders schätzte, zeigt deutlich die vielfach nur nachgeordnete Bedeutung von Glaubensfragen während der Reconquista. Bei den Akkulturationsprozessen auf der Iberischen Halbinsel scheinen vor allem sprachliche Aspekte eine wichtige Rolle gespielt zu haben. Als lohnendes Untersuchungsfeld wurde im Übrigen die Frage nach den Strategien und den sehr unterschiedlichen Konstellationen von Akkulturation herausgestellt. Als Grundproblem wurde

die Komplexität von Akkulturationsprozessen betont, deren Untersuchung oft die entscheidende Voraussetzung fehle, weil die Abgrenzung der „jeweils sich wechselseitig beeinflussenden Kulturen“ und die Definition kultureller Einheiten diffus bleibe.

Nach Italien führte der Beitrag von *Uwe Israel* (Venedig) „Gastarbeiterkolonien? Wie fremd blieben deutsche Zuwanderer in Italien?“ Gleich zu Beginn machte der Referent deutlich, dass das Phänomen der ‚transalpinen Migration‘, das er für die Zeit des 14. und 15. Jahrhunderts schwerpunktmäßig am Beispiel Venedig behandelte, eigentlich mit dem Terminus „Gastarbeiterkolonien“ nicht adäquat zu beschreiben sei. Denn es handelte sich um ein im allgemeinen ungesteuertes, sozial breites und regelmäßig auf dauerhafte Niederlassung angelegtes Phänomen. Die Zuwanderer waren also keine bloßen „Gäste“, sondern zahlten Steuern, erwarben vor Ort Liegenschaften, leisteten auch Militärdienst und heirateten oft exogen. Auch ließ sich in keiner der untersuchten italienischen Städte die Konstituierung von Schwurgemeinschaften deutscher Zuwanderer feststellen, die sich etwa als Sozialgruppe politisch artikuliert hätten oder aus ethnischen Gründen separiert leben wollten oder mussten, so dass auch keine „deutschen Viertel“ auszumachen sind, die als „Kolonien“ zu bezeichnen wären. Im Hinblick auf die Frage nach der Fremdheit der Migranten und damit nach ihrer „Akkulturation“ und „Identität“ wurde hervorgehoben, dass diese insofern alles andere als leicht zu beantworten sei, weil mitunter mit multiplen Identitäten zu rechnen sei. Unter „Akkulturations-Prozess“ wurden im gegebenen Zusammenhang speziell die durch die Zuwanderung verursachten Veränderungen individueller, sozialer und kultureller Merkmale verstanden, die „aus der Konfrontation zweier oder mehrerer kulturell divergenter Gruppen innerhalb eines kulturellen Systems resultieren“ (Andreas Zick, *Psychologie der Akkulturation*). Als besonders geeignetes Untersuchungsfeld scheint sich Venedig aufgrund seiner reichen Überlieferung, aber auch wegen der ausgeprägten Vielfalt kulturell divergenter Gruppen anzubieten. Als Gradmesser für die Integration und Akkulturation wurde vor allem der Erwerb von Sprachkenntnissen herausgestellt. Dabei war die massenhafte Zuwanderung aus dem deutschen Sprachraum offenbar einflussreich genug, um ihrerseits die autochthone Sprache des Venezianischen teilweise zu verändern, so dass offensichtlich auch die Aufnahmegesellschaft vom Migrationsprozess nicht unberührt blieb. Bemerkenswert erscheint die überraschende Beobachtung, dass in Venedig gerade die Deutschen offenbar nur wenig Interesse am Bürgerrecht hatten. Vielmehr schlossen sie sich zu landsmannschaftlichen Bruderschaften zusammen, denen aber jegliche politische Betätigung verboten war, so dass sie auf eine kultische und karitative Ausrichtung festgelegt waren. Diese Korporationen seien einerseits durchaus Zeichen für „die rechtliche Anerkennung und Institutionalisierung einer durch eine bestimmte Herkunft verbundenen Gemeinschaft mit divergenter Kultur“, obwohl sie andererseits, indem etwa bloße Durchreisende aufgenommen wurden, auch als Ausdruck für ein gewisses Fremdeln und mangelnde Integration gewertet werden könnten. Echte „Sondergemeinden“ bildeten sich jedoch in keinem Fall aus und diejenigen, die in der fremden Stadt heimisch wurden, scheinen sich auch „akkulturiert“ zu haben. Letztlich seien es vornehmlich rechtlich-soziale Barrieren, nicht etwa national-ethnische gewesen, welche die Menschen voneinander schieden.

Von der „Multikulturalität in den sogenannten Kreuzfahrerstaaten“ handelte schließlich *Rainer C. Schwinges* (Bern). Mit Betonung der Offenheit, welche den Begriff „Multikulturalität“ gegenüber Termini wie Akkulturation, Assimilation, Integration (u. ä.) auszeichne, plädierte der Referent für die Verwendung dieses Konflikte keineswegs ausblendenden Begriffs als dem aktuellen Forschungsstand angemessene Beschreibungskategorie. Nach einem Wechsel der leitenden Interpretationsmuster in der Kreuzzugsforschung vom Modell einer „integrated“ zu einer „segregated society“ habe man Ende des 20. Jahrhundert begonnen, von diesem Segregationsmodell wieder Abstand zu

nehmen. Neue Impulse erhielt diese Bewegung Ende der 90er Jahre durch die Forschungen von Ronnie Ellenblum, der sich erneut gegen die Segregation der Franken von den orientalischen Christen aussprach, aber die These von der Trennung zwischen Franken und Muslimen aufrechterhielt und die „mixed Franco-Eastern Christian society“ als Ergebnis einer durchaus erfolgreichen Besiedlungspolitik verstand. Mittlerweile scheint die Diskussion bei einer erweiterten Mixed society angekommen zu sein, in der alle, Landbewohner wie Städter, Europäer wie Orientalen, Juden, Muslime sowie Christen in ihren jeweiligen Glaubensrichtungen ihren Platz haben. Vor diesem Hintergrund sollte man sich künftig nicht mehr zwischen den Mustern von Integration versus Segregation, Assimilation oder Akkulturation versus Abgrenzung bewegen. Im Mittelpunkt seiner Ausführungen stand das Gesellschaftsmodell Wilhelms von Tyrus, dessen Denken und Handeln ganz demjenigen der alteingesessenen orientlateinischen Familien entsprochen habe, die ebenso auf Expansion wie auf Ausgleich bedacht gewesen seien. Als kennzeichnende Elemente dieses Modells, das zugleich das aufgeschlossene Klima am Hof König Amalrichs I. widerspiegeln würde, benannte er einmal eine neuartige „Wir-Orientalen-Identität“ der *hierosolymitani*, die auch die Nichtlateiner miteinbezog und die Wilhelm konzeptionell im Schlüsselbegriff der *patria orientalis* bündelte. Wilhelm forderte außerdem eine die Nichtchristen einschließende Rechtersicherheit, wobei er hier spezifisch orientalische, religiös-moralische Interpretationen adaptiert habe, indem er den Islam als positive, autonome Religion wertete, „die ein und denselben Schöpfergott verehrte wie das Judentum und das Christentum“. Schließlich bezeuge er ein die Muslime und andere Nichtlateiner auf dem gemeinsamen Boden einschließendes historisches Bewusstsein. Als Voraussetzung für diese Offenheit spielte offenbar auch hier erneut der sprachliche Aspekt, konkret die Sprachkompetenz eine wichtige Rolle, indem zu Wilhelms Quellsprachen eben nicht nur Französisch und Lateinisch, sondern auch Griechisch und Arabisch gehörten. In Bezug auf die „Praxistauglichkeit“ und Rezeption des vorgestellten Gesellschaftsmodells ging Schwinges unter anderem auf die Übersetzungen und Fortsetzungen Wilhelms von Tyrus in altfranzösischer Sprache ein. Diese bezeugen je nach Provenienz einerseits, soweit sie dem Heiligen Land entstammen, durchaus auch eine Nähe zu Wilhelms Gedankenwelt, andererseits in Bezug auf die im Westen entstandenen Texte bezeichnenderweise jedoch eine völlige Umkehr seiner Tendenz, indem dort das Heilige Land in erster Linie als Kriegsschauplatz erscheint und die Haltung der Autoren von Misstrauen gegenüber den Orientalen und namentlich gegenüber der Orientlateinern bestimmt ist. Im Übrigen erscheinen Schwinges zufolge auch die Rechtslage und grundsätzliche Kultfreiheit in den Kreuzfahrerstaaten durchaus kompatibel zur Gedankenwelt Wilhelms.

In ihrer Zusammenfassung suchte *Felicitas Schmieder* (Hagen) die aufgrund der Offenheit des Zugriffs und der thematischen Breite stark ausgeprägte Vielfalt der Perspektiven und Ergebnisse zu bündeln. Als grundlegend für die Identifizierung von Akkulturationsprozessen erwies sich die Untersuchung des Wandels von Lebensformen (Speisegewohnheiten, Sprache, Kleidung, religiöse Bräuche und Vorstellungen), wobei Schmieder die besondere Bedeutung der materiellen Kultur betonte, die entgegen der zunächst geäußerten Vorannahme eben keineswegs am ehesten gewechselt wurde, indem „gerade der äußere Anblick sinntragende Elemente enthalten kann, deren Veränderung alles andere als einfach und äußerlich war“. Als ein wichtiges Ergebnis wurde die Beobachtung herausgestellt, wie stark politisch-gesellschaftliche Akkulturation auch ohne sprachliche oder religiöse nicht nur möglich, sondern eine reale Option im Zusammentreffen der großen Religionen und Reiche war. Betont wurde auch, dass sich ebenso wie Kultur auch Akkulturation insbesondere durch ihre Prozesshaftigkeit auszeichnet, während sich Anfang und Ende kaum eindeutig ausmachen sind. Angesichts des immer wieder monierten Mangels an Quellen, die Akkulturation beobachten und reflektieren, plädierte Schmieder, indem sie etwa auf das umfangreiche Material rheinischer Rabbinergutachten verwies, für ein weiter intensiviertes Quellenstudium,



um „mögliche Indikatoren und angenommene Motive für Akkulturation“ zu gewinnen und dadurch möglicherweise auch die deutlich gewordenen Schwächen der heutigen heuristischen Begriffe auszugleichen. Denn der Akkulturationsbegriff zeigte in den verschiedenen Tagungsbeiträgen die unterschiedlichsten begrifflichen Füllungen und Konnotationen, so dass eine ausgesprochen uneinheitliche, variierende und in weiten Teilen widersprüchliche Vielfalt der definitorischen Ansätze von Akkulturation zu konstatieren war. Ausgehend von den Ergebnissen der Tagung regte Schmieder weiter an, namentlich die Akteure, wie etwa religiös, sprachlich, ethnisch definierte Gruppen, Großgruppen und einzelne Grenzgänger, beieinander siedelnde Gruppen ähnlicher Größe, Eliten oder sämtliche Bevölkerungsschichten, als auch insbesondere die Rahmensituationen von Akkulturationsprozessen, wie zum Beispiel Fernbeziehungen, Austauschregionen oder kontinuierliche Nahbeziehungen, näher zu untersuchen und genauer zu spezifizieren, um mithilfe dieser Klassifizierungen eine Grundlage für weiterführende systematische Vergleiche zu gewinnen.

Wie üblich werden die Diskussionsbeiträge in den Tagungsprotokollen des Konstanzer Arbeitskreises dokumentiert und die Beiträge im Rahmen der Reihe „Vorträge und Forschungen“ veröffentlicht.

Heinz Krieg (Freiburg i. Br.)